

Wir können die Natur nur dadurch beherrschen, dass wir uns ihren Gesetzen unterwerfen.

EREIGNISSE

Arzthelfer unterstützen

Im Rahmen des Programms „Landarzt“ bekommen die jungen Fachkräfte des Altai einen Betrag von 500 Tausend Rubel. Der Gouverneur der Altairegion Alexander Karlin unterzeichnete am 12. August die Verordnung „Über die Umsetzung von einmaligen Kompensationsauszahlungen den Arzthelfern unter 35 Jahren, die 2014 ihre Tätigkeit in den Hebammen- und Arzthelferstationen begingen, die sich in ländlichen Siedlungen der Altairegion befinden“. Dieses Dokument ist ein weiterer Schritt zur Erhöhung der Verfügbarkeit der primären Gesundheitsversorgung auf dem Lande. Die Verordnung soll den Mangel an medizinischem Personal deutlich reduzieren. Bedeutungswert, dass dank dem vor kurzem ins Leben gerufenen Programm „Landarzt“ 405 Ärzte in den Jahren 2012-2013 in verschiedene Dörfer des Altai kamen. Sie erhielten Auszahlungen in Höhe von je einer Million Rubel im Rahmen des Föderalen Programms für die Befestigung der Fachkräfte auf dem Dorf. Die jungen Spezialisten kauften schon etwa 200 Wohnungen für diese Mittel. Unter die neu erlassene Regelung geraten nur die Spezialisten, die nach dem Abschluss einer mittleren Berufsschule oder aus einem anderen Dorf in die stark an medizinischen Kadern bedürftigen Orte kommen. Die jungen Fachkräfte müssen einen Vertrag nicht nur mit einer staatlichen medizinischen Einrichtung vor Ort, sondern auch mit der regionalen Hauptverwaltung für Gesundheitswesen und Pharmazie abschließen.

Aufgaben für die Lehrer

Am 15. August fand in der Schule Nr. 13 der Stadt Slawgorod das Forum der Assoziation der besten Schulen des Altai „Fachkräfte – Schlüsselfaktor der Bildungsqualität“ statt. Diese Veranstaltung wurde im Rahmen des IX. Kongresses der Mitarbeiter des Bildungssystems der Altairegion durchgeführt. Zum ersten Mal verliefen die Treffen gleichzeitig in allen sieben Bildungskreisen der Region. An der Sitzung in Slawgorod waren etwa 90 Menschen beteiligt. Jurij Denisow, stellvertretender Gouverneur der Altairegion und Leiter der Hauptverwaltung für Bildung und Jugendpolitik, betonte in seiner Begrüßung online die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Forums und wünschte den Teilnehmern Erfolg. Vor allem bemerkte er den demographischen Aufstieg in der Altairegion, was zur Steigerung der Zahl der Schüler führte. Der Verwaltungsleiter erörterte auch die wichtigsten Probleme der Bildungseinrichtungen, worunter der Mangel an professionellen Fachkräften eine der wichtigsten ist. Seiner Meinung nach muss man häufiger die Bemühungen der Pädagogen auf die Entwicklung der erzieherischen Komponente aufgrund der Zusammenarbeit mit den Eltern der Schüler konzentrieren. Unter anderem diskutierten die Anwesenden das Projekt des Kodexes der Berufsethik eines Pädagogen und die Empfehlungen für seine Umsetzung.

Maria ALEXENKO

SPRACHLAGER

Swetlana DJOMKINA (Text und Fotos)

Kinder auf Suche nach Schätzen

Das gleichnamige Sprachlager fand im Slawgoroder Begegnungszentrum Anfang August statt. Als die Kinder hierher kamen, verwandelten sie sich in Schätzensucher. Alles begann, als eine Mitarbeiterin des Literaturmuseums der Moderne der Stadt Marbach, der Heimat des bekannten deutschen Klassikers Friedrich Schiller (Lagerleiterin Julia Schilina), an die Kinder einen Aufruf erging ließ, dem Museum zu helfen. Seitdem begann für die Kinder eine ungewöhnliche mit vielen Abenteuern gefüllte Woche.

Die Teilnehmer des Lagers waren Kinder im Alter von acht bis 15 Jahren, die Aktivisten der deutschen Zentren aus Slawgorod und aus dem Dorf Selektionnoje. Insgesamt 30 Kinder bekamen die gute Möglichkeit, ihre Sommerferien interessant, mit Deutsch und Unterhaltung Hand in Hand zu verbringen. Das Lager wurde von den Lehrkräften dieser zwei Zentren vorbereitet und durchgeführt. Das konnte dank der finanziellen Unterstützung des BMI im Rahmen des Programms zugunsten der Russlanddeutschen und unter Mithilfe des Internationalen Verbandes der deutschen Kultur stattfinden.

Das Thema des Lagers war nicht zufällig gewählt. Konnten doch die Organisatoren des Lagers im Jahr der deutschen Literatur, zu dem das laufende Jahr erklärt wurde, dieses interessante Thema nicht umgehen. Nach der Idee des Lagers, waren aus dem oben genannten Literaturmuseum

der Moderne einige Exponate verschwunden. Die Kinder nahmen diese Idee mit Vergnügen auf und schlossen sich dem Spiel aktiv an. In zwei Suchergruppen - „Leute in Schwarz“ und „Spurenleser“ - aufgeteilt, gingen sie mit Eifer auf die Suche nach den Aussagen der berühmten deutschen Schriftsteller und Philosophen über Deutschland und Deutsche, über Fremdsprachen, ethnische Kultur und Literatur.

Beide Gruppen sollten im Lager Deutsch lernen. Das war die Sprache der echten Schätzensucher. Jeden Tag besuchten die Kinder den Deutschunterricht, sowie die ethnokulturelle Arbeitsgemeinschaft. Im Deutschunterricht lernten die Kinder zusammen mit den Pädagogen Tatjana Pizun und Olga Gelich sich vorstellen, über ihre Erholung sprechen, Verkehrsmittel und Massenmedien nennen, die Sehenswürdigkeiten Deutschlands beschreiben und über Deutschland und deutschsprachige Länder berichten. Außerdem konnten die Kinder nach dem Deutschunterricht über verschiedene Kommunikationsmittel Sportarten nennen und über ihre Bevorzugungen im Sport erzählen sowie sich mit einigen bekannten deutschen Künstlern beziehungsweise mit ihrem Schaffen bekannt machen.

In der Arbeitsgemeinschaft beschäftigten sich die jungen Sucher mit der Geschichte der Russlanddeutschen und mit den kulturellen



Während des Abschlussfestes trugen die Kinder ein Märchen vor.

Besonderheiten dieser Volksgruppe. So erfuhren die Kinder, welche Kleidung die ersten deutschen Kolonisten trugen und machten sich mit den traditionellen Speisen der russlanddeutschen Küche, einigen deutschen Volksliedern und der Literatur der russlanddeutschen Schriftsteller bekannt. Außerdem lernten die Kinder die modernen russlanddeutschen Massenmedien wie das Internetportal „RusDeutsch“, die Zeitungen „Moskauer Deutsche Zeitung“ und „Zeitung für Dich“, die Zeitschriften „Vitamin de“, „Warum-Darum“ und andere kennen. Und noch mehr! Sie gaben sogar selbst Wandzeichnungen in deutscher Sprache heraus.

Jeden Nachmittag fand im Lager als konkretes Ergebnis des Tages irgendwelche Veranstaltung statt. Das war für die Kinder eine gute Chance, alle im Deutschunterricht und in der Arbeitsgemeinschaft erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten vorzustellen. Auf dem Eröffnungsfest empfing die Zarin Katharina II. (Deutschlehrerin Olga Gelich) die Lagerinsassen. Ohne Nachdenken antworteten die Kinder auf die Frage, wodurch diese Zarin bekannt sei? „Sie erließ 1763 das berühmte Manifest, nach dem die ausländische Spezialisten nach Russ-

land eingeladen wurden, dank dem die ersten deutschen Ansiedler nach Russland kamen“, antworteten um die Wette die große wie kleine Lager Teilnehmer. Im „Online-Spiel“ überboten die Kinder einander an Geist, Findigkeit und Sprachkenntnissen zum Thema „Massenmedien“, die sie an diesem Tag behandelten. Am Stationenlauf „Chaos“ wiederholten die Lagerinsassen in spielerischer Form alles, was sie im Lager gelernt hatten. Doch wurde die letzte Veranstaltung, und zwar das Abschlussfest zum Höhepunkt. Hier begrüßten die Kinder alle Helden, die sie im Lager trafen. Wieder kam zu ihnen Katharina II. (Deutschlehrerin Olga Gelich), der Sporthase (Deutschlehrerin Tatjana Pizun) und der Computerspieler (Zentrumsleiterin Margarita Alexenko). Es bedeutete, dass die Kinder wieder zu einfachen Mädchen und Jungen und die Pädagogen zu einfachen Lehrern wurden. Diese wie jene konnten einander Wärme und Güte spenden. Ein Teilchen dieser Herzengüte brachten die Teilnehmer der Sprachlager mit nach Hause. Damit können sie sich bis zum nächsten Sommer wärmen, und das lässt sie die Sprache, Kultur und Geschichte ihrer Vorfahren, der Russlanddeutschen, nicht vergessen.



Olga Gelich (l.) und Swetlana Djomkina eröffnen die Lagersaison.

Swetlana DJOMKINA (Text und Foto)

MENSCH UND SEINE SACHE

Er glaubt: Das Leben im Dorf wird besser!

Wie alle Jungen träumte auch Viktor Strauch in der Kindheit, Kosmonaut oder Grenzsoldat zu werden. Das Leben hat aber eigene Regeln. Ein Traum von Viktor erfüllte sich: Er war in der Elitentruppe der Wache und Versorgung des Verteidigungsministeriums in Kasachstan beim Militärdienst. Der Beruf, den er nachher wählte, war jedoch weit von der Grenzsicherung und Kosmonautik, er wurde Musiklehrer und arbeitete elf Jahre lang in der Mittelschule des Dorfes Michajlowka im Rayon Burla. Und dann... Seit 2012 ist er auf Wunsch und Wahl der Dörfler Leiter des hiesigen Dorfsowjets. Viktor bedauert diese Schicksalswende nicht.

Viktor wurde 1979 im Dorf Michajlowka in der Familie von Alexander und Natalja Strauch geboren. Neben ihm wuchsen hier noch seine zwei jüngeren Schwestern, Galina und Nadeshda, heran. Als Viktor drei Jahre alt war, zog die Familie mit Hoffnung auf ein besseres Leben nach Kasachstan. Aber nach dem Zerfall der Sowjetunion im Jahr 1999 wurde das Leben in

Kasachstan für Russen, wie die Mutter Natalja, gleichfalls für Deutsche, wie Vater Alexander, schwierig. Deswegen kehrte Familie Strauch nach Russland zurück. Zu dieser Zeit war Viktor schon in Kasachstan beim Armeedienst.

Nach der Armee kehrte auch Viktor ins Heimatdorf, wo die ganze Familie Strauch derzeit schon lebte, zurück.

Damals fehlte der Musiklehrer in der hiesigen Schule. Viktor, der in Kasachstan die Musikschule absolviert hatte und Knopffarmonika spielte, begann 2001 in dieser Schule zu arbeiten.

Gleichzeitig kam er ans Pädagogische Kolleg in Slawgorod und studierte dort fern. „Die Musik hilft mir im Leben“, so Viktor Strauch. „Ob es mir gut oder auch schlecht geht, nehme ich vor allem die Knopffarmonika in die Hände. Das ist meine beste Arznei.“ Auch in seinem neuen Amt als Leiter des Dorfsowjets tritt Viktor Strauch oft bei verschiedenen Dorffesten auf oder gibt Minikonzerte für die Mitarbeiter verschiedener Einrichtungen zu ihren Berufstagen.

Die neue Arbeit erfordert seinen Worten nach große Verantwortung. Es

gibt viele Sorgen und dabei geringe Mittel im lokalen Haushalt. Aber es gehört zu Viktors Lebensregeln nicht, sich vor Schwierigkeiten zurückzuziehen. „Der Dorfleiter muss in vielen Bereichen Kompetenz haben“, meint er. Auch in dieser Arbeit folgt Viktor seinen Lebensprinzipien, und zwar immer ehrlich und gerecht zu sein, nicht über den Menschen sondern mit ihnen auf gleicher Stufe zu stehen, ihnen Achtung und Aufmerksamkeit entgegenzubringen. „Jeder Beamte soll sich vor Menschen nicht abkapseln“, so Viktor Strauch. Daneben ist der junge Dorfleiter sicher, dass jede Sache nur in dem Fall erfolgreich ist, wenn sie mit Gefühl gemacht wird. So versucht Viktor zu arbeiten.

(Schluss auf Seite 2)

Manuela FRITZL (Text und Fotos)

Deutschunterricht für Russlanddeutsche im Fokus

Wie sieht die Zukunft des Deutschunterrichts für Russlanddeutsche aus? Wie kann der Unterricht kreativ und spannend gestaltet werden, ohne kindisch zu wirken? Welche interaktiven Methoden gibt es für den Sprachunterricht? Diese und viele weitere Fragen wurden 5 Tage lang in Barnaul diskutiert. Von 10. bis 16. August 2014 fand im Deutsch-Russischen Haus in Barnaul, der Hauptstadt der Region Altai, ein Seminar für die Multiplikatoren im Bereich Sprachkurse „Hallo Nachbarn! Neu“ für Erwachsene statt. Fünf Tage lang beschäftigten sich die Teilnehmerinnen zusammen mit erfahrenen Referentinnen und Referenten damit, verschiedenste neue Möglichkeiten für den Deutschunterricht für Erwachsene zu erarbeiten. Im Fokus stand hierbei die Zielgruppe der erwachsenen Russlanddeutschen, auf die die „Hallo Nachbarn!“-Kurse abzielen.

Unterstützt wurde die Durchführung des Seminars vom Russisch-Deutschen Haus in Barnaul, aber auch vom Bildungs- und Informationszentrum (kurz BIZ) des Deutsch-Russischen Hauses in Moskau, welches schon seit mehr als 15 Jahren mit der Organisation von Sprachkursen für Russlanddeutsche betraut ist.

Dass der Beruf des Deutschlehrers, oder vielmehr eher der Deutschlehrerin, noch immer fest in weiblicher Hand liegt, zeigten auch die ausschließlich weiblichen Teilnehmerinnen des Seminars, die aus verschiedensten Regionen Russlands und auch aus Kasachstan angereist waren. Die meisten von ihnen sind allerdings nicht nur aktiv als Lehrkräfte tätig, sondern arbeiten zusätzlich noch als Multiplikatoren. Doch was tut ein solcher „Multiplikator“ eigentlich? Das ist schnell erklärt:

Ein Multiplikator ist in seiner Region dafür zuständig, dass die dortigen Lehrkräfte sich ständig weiterbilden können und mit neuem Lehrmaterial versorgt werden. Man könnte ihn fast als „Lehrer für die Lehrer“ bezeichnen. Obwohl alle Teilnehmerinnen aus sehr unterschiedlichen Bildungseinrichtungen stammen, hatten sie jedoch eines gemeinsam – sie alle waren mit Feuereifer bei der Sache und freuten sich über die Möglichkeit, von erfahrenen Vortragenden neue Methoden zu erlernen und neues Material zu erhalten.

Nach einer herzlichen Begrüßung aller Teilnehmenden durch Vertreterinnen des BIZ ging es aber auch gleich los mit der Arbeit und man setzte sich mit dem Thema Landeskunde im Sprachunterricht auseinander. Warum dieses Thema so wichtig ist, fasste der Vortragende

Eugen Smorodin sehr treffend in einem Satz zusammen: „Eine Sprache ohne Landeskunde zu lernen ist fast so als würde man versuchen, ohne Wasser zu schwimmen.“ Und genau deshalb erarbeiteten die Teilnehmerinnen innovative Zugänge, wie man landeskundliche Inhalte auch für deutschlernende Russlanddeutsche interessant und abwechslungsreich gestalten kann. Von der Arbeit mit Texten, über das Heranführen an verschiedene deutsche Dialekte bis hin zu deutschen Kurzfilmen, die auf lustige Weise den Alltag in Deutschland darstellen, wurde mit allem gearbeitet und über alles diskutiert. Am darauffolgenden Tag wurde mit Referentin Larissa Schmidt daran gefeilt, wie Märchen auch im Deutschunterricht für Erwachsene eingesetzt werden können. Es wurde auch ein interessantes Projekt vorgestellt, das von ihr selbst an der Volkshochschule Taubental in Deutschland durchgeführt wurde, bei dem Migranten spielerisch aber erfolgreich durch Märchen in einem Jahr Deutsch lernen konnten.

Ein weiterer Block des Seminars stand ganz im Zeichen ethno-kultureller Probleme und Besonderheiten der Russlanddeutschen, welche die Vortragende Natascha Koslowa hervorragend zur Sprache brachte. Selbst studierte Psychologin, weiß sie ganz genau, wie wichtig es für einen Menschen ist, dass seine ethnokulturelle Herkunft gepflegt und gefördert wird und fand sofort einen einmaligen Zugang zu ihren Zuhörerinnen. Sie



Das Seminar war von interessanten Maßnahmen geprägt.

zeigte, dass dieses Thema gerade für Russlanddeutsche sehr wichtig ist, da vor allem sie von der Frage nach der Zugehörigkeit geprägt sind. Die Teilnehmerinnen konnten an diesem Tag durch ihre aktive Mitarbeit glänzend und tauschten, angeregt durch die Ideen der Vortragenden, in Arbeitsgruppen und bei Rollenspielen Ideen und eigene Erfahrungen aus. Im Laufe des Seminars wurde den Multiplikatorinnen auch ein Ausflug in das Gymnasium Nr. 85 ermöglicht, welches seinen Schülern durch das „ActiveBoard 300“, einer multifunktionalen und interaktiven Tafel, und anderen Gadgets eine moderne Form des Unterrichts bietet. Dort konnten sich alle durch Ausprobieren selbst davon überzeugen, dass diese neuen technologischen Hilfsmittel auch im Deutschunterricht einsetzbar sind. Mit modernen deutschen Liedern von Xavier Naidoo und Silbermond wurde schließlich am letzten Tag daran gearbeitet, wie man deutsche Musik im Unterricht am besten einsetzen kann. Und ganz wie in einem Lied von Naidoo mit dem Text „Was wir alleine nicht schaffen, das schaffen wir dann zusammen“ war auch dieser

Tag geprägt von produktiven Diskussionen, die das didaktische Können aller Beteiligten auf die Probe stellten. Am Nachmittag erklärte Valeria Kolodina den Zuhörerinnen die Zukunft des Sprachenlernens, die vor allem in der Verwendung des Internets und anderen technologischen Hilfsmitteln besteht. So konnte zum Abschluss noch ein interessanter Ausblick in die technisch geprägte Zukunft des Sprachunterrichts gegeben werden.

Dieses Seminar zeigte deutlich, dass die Arbeit auf dem Gebiet der Sprachkurse für erwachsene Russlanddeutsche ohne Zweifel sehr wichtig ist und auch die erbrachten Ergebnisse dieser Tage sind einmalig. Durch aktive Mitarbeit und regen Ideenaustausch konnten alle Teilnehmerinnen und auch die Vortragenden und Organisatoren viel mit nach Hause nehmen. Dort werden sie das neu Erlernte sicher schon bald in den nächsten Sprachkursen umsetzen – sehr zur Freude all jener, die auf die Frage „Sprechen Sie Deutsch?“ schon bald mit „Ja“ antworten werden.

Das Projekt wurde mit finanzieller Unterstützung des deutschen Bundesinnenministeriums realisiert.



Der Beruf des Deutschlehrers liegt fest in weiblicher Hand.

Swetlana DJOMKINA (Text und Foto)

MENSCH UND SEINE SACHE

NEUE BÜCHER

Er glaubt: Das Leben im Dorf wird besser!

(Schluss von Seite 1)

Mit Vergnügen unterrichtete er Musik in der Schule und später zusätzlich im hiesigen deutschen Kulturzentrum. Und heute versucht er aus voller Kraft und mit Enthusiasmus, eine Menge von Problemen, die jedes Dorf hat, zu lösen.

So wurde dank dem Investitionsprogramm zugunsten der Objekte des Sozialbereiches das Dach im hiesigen Kulturhaus gewechselt. Nun steht die Dorfschule in der Warteliste für Renovierung. Nebenbei bemüht sich der Dorfleiter, einfache Dorfeinwohner wie Unternehmer für eine aktive Teilnahme am gesellschaftlichen Leben des Dorfes zu gewinnen. Oft veranstaltet man in Michajlowka Dorfeste und sportliche Wettbewerbe. Mit Stolz betonte das Dorfoberhaupt, dass es hier den besten Platz im Rayon für das Knüttelspiel gibt. Auf seine Initiative wurde in Michajlowka eine alte Tradition wieder ins Leben gerufen, und nämlich regelmäßige Subbotniks mit Einsatz aller Dorfeinwohner und Einrichtungen. „Es ist in unserem Dorf viel sauberer geworden, seit die Menschen selbst für Ordnung sorgen“, bemerkt Viktor Strauch. Gleichsam mit vereinten Kräften veredelte man in Michajlowka den Dorfpark. Dafür ist Viktor Strauch den Unternehmern Sergej und Jekaterina Zerr wie Fjodor und Maria Leer besonders dankbar, die oft kulturelle und sportliche Veranstaltungen im Dorf finanziell unterstützen.

Es gibt natürlich noch viele Probleme. Das Wichtigste, wie Viktor Strauch sagt, besteht darin, dass Mu-

nizipien derzeit viele Vollmächte, aber einen Mangel an Geldmitteln in den lokalen Haushalten haben. So gibt es in Michajlowka bis heute keine Straßenbeleuchtung. Die hiesigen Unternehmer sind bereit, alles Nötige dazu sichern, wobei schon Vieles gekauft wurde. Der Hemmschuh liegt in der Projektdokumentation, die etwa 40 000 Rubel kostet. „Wenn wir unsere Straßen beleuchten wollen, sollen wir einen Plan in auswärtigen Ämtern bestellen und diesen bezahlen. Diese Summe ist für unser Budget jedoch zu hoch“, berichtet Viktor Alexandrowitsch. Aber er ist nicht gewollt, stehen zu bleiben. Denn ein weiteres Lebensprinzip von Viktor Strauch lautet: Sich mit dem Erreichten nicht zufrieden geben und immer nach weiteren Zielen streben.

Noch während der Arbeit in der Schule lernte Viktor, stets Vorbild zu sein. In der Arbeit wie auch im Leben hielt er sich stets daran, dass ein Lehrer nicht nur in der Schule, sondern auch in jeder Lebenssituation sich wie ein Lehrer benehmen soll. Zurzeit noch mehr. Nehmen ihn doch jetzt alle Michajlowkaer streng ins Visier. „Ich selbst rauche nicht, trinke kein Alkohol und interessiere mich neben der Musik auch für Sport“, setzt Viktor fort. „Ich vergesse nie, dass jeder Beamte im Dorf eine bedeutende Stellung einnimmt. Und das ist alles andere als leicht.“ Da ist es gut, dass ihm persönlich seine Familie mit Liebe, Achtung und gegenseitigem Verständnis beisteht. Auf seine Frau Natalja und seine zwei Töchter - die 9-jährige Vika und die 10-jährige

Katja - kann das Familienoberhaupt zu jeder Zeit bauen. „Ich kann sicher sagen, dass ich trotz aller Schwierigkeiten in meinem Leben ein glücklicher Mensch bin“, so Viktor Strauch. Obwohl die Familie Strauch kürzlich einen schmerzlichen Verlust erlitt - Viktors Mutter ist bei einem Autounfall tödlich verunglückt - ließ er den Mut nicht sinken und sieht auch heute mit Optimismus in die Zukunft.

Vieles hat sich mit der Zeit in Michajlowka verändert. Aber das Eine bleibt unverändert: Die deutschen Familien leben hier nach wie vor sehr einig und pflegen sorgfältig die deutsche Sprache und die Traditionen ihrer Ahnen. Viele Michajlowkaer feiern gewöhnlich neben den russischen auch deutsche Feste, solche wie Weihnachten, Ostern, Pfingsten und andere. So auch die Familie Strauch: Viktors eigene Familie, sein Vater Alexander, seine Oma Olga und Opa Alexander und seine Schwester Galina mit ihren zwei Töchtern, die alle bis heute in Michajlowka, dem Heimatdorf, leben. Noch eine Schwester, Nadeshda, wohnt im Gebiet Wladimir, ist auch verheiratet und hat einen Sohn. Viktors jüngere Tochter Viktoria ist übrigens Aktivistin im hiesigen deutschen Zentrum.

Das Wichtigste ist jedoch Viktors fester Glaube daran, dass sich das Leben im Dorf allmählich verbessern wird. So darüber der Dorfleiter selbst: „Dazu will ich nach Kräften Hilfe leisten. Und wenn meine Frau mir noch auch einen Sohn schenken könnte, dann wären alle meine Träume erfüllt!“



Viktor Strauch gibt sich mit dem Erreichten nicht zufrieden.

„Die Wege von August“

Igor Schönfeld wurde 1950 in Russland (bei Brjansk) in einer wolgadeutschen Familie geboren. 1972 absolvierte er sein Physik-Studium an der Lenin-Grader Pädagogischen Hochschule und wurde für drei Jahre als Lehrer nach Sambia geschickt. 1980 erschienen in der Zeitschrift „Nasch Sowremennik“ seine ersten Artikel über die Kinder von Sambia, die später als Buch unter dem Titel „Bis ans Ende der Erde“ herausgegeben wurden. 1990 übersiedelte er nach Deutschland.

In seinem Roman „Die Wege von August“ (russisch) schildert Igor Schönfeld die Geschichte einer wolgadeutschen Familie, die das ganze 20. Jahrhundert umfasst. Der Hauptprotagonist August Bauer erlebt als junger Mann die Deportation der Deutschen aus der Wolgarepublik. Die Spur seines Bruders Walter verliert sich ab dem Moment, als er auf dem Weg nach Sibirien vom Zug zurückbleibt. Erst viele Jahre später erfährt August von seinem tragischen Tod bei einem Fluchtversuch aus den Goldminen von Kolyma. Der herzkranken Vater stirbt bald in der Verbannung - wie fast die Hälfte der Deportierten, die angeblich irrtümlicherweise irgendwo in der kahlen Steppe ohne jegliche Hilfe abgeladen werden. August Bauer hat das Glück, viele ausweglose Situationen in der Kriegs- und Nachkriegszeit zu überleben und seine Mutter zu finden. Am besten ist Schönfeld die Darstellung seiner Weltanschauung und seiner Sicht des leidvollen Schicksals der Russlanddeutschen als Teil der russischen und deutschen Geschichte gelungen, als Teil des Universums, dessen Gleichgewicht seiner Meinung nach durch jedes einzelne Schicksal beeinträchtigt wird.

Erna BERG (Text), Wladimir BECK (Foto)

Z GEDENK- UND TRAUERTAG

Eine Geschichte, die erschüttert

Es gibt immer weniger Augenzeugen, die während des Krieges die grausame zwangsweise Aussiedlung der deutschen Volksgruppe aus ihren Heimatorten miterlebten. Eine der Wenigen ist Maria Schwarz. Die von ihr geschilderte Geschichte gehört eigentlich in den Bereich des Unmöglichen. Doch sie gab es in der Tat. Etwa 15 von der Wolga nach Sibirien verbannten Familien, Frauen mit Kindern, wagten es 1942 aus dem Verbannungsort zu fliehen. Zu Fuß, längs der Eisenbahn! Und die Flucht gelang ihnen!

Maria Schwarz war kaum acht, als ihre Familie auf Stalins Erlass zwangsweise aus dem Wolgaregion ausgesiedelt wurde. Damals verstand das kleine Mädchen nicht, was ihnen geschah, aber die darauf folgenden Ereignisse blieben fürs Leben lang in ihrem Gedächtnis haften.

Alles geschah sozusagen über Nacht. Man musste in 24 Stunden aus dem eigenen Haus weg in die Ungewissheit. Mitnehmen durfte man etwa 16 Kilogramm der notwendigsten Habseligkeiten. Eine Kleinigkeit, wenn man daran dachte, dass es überwiegend kinderreiche Familien waren und dass der Herbst und der Winter nahten. Vorerst musste die Familie Schwarz zusammen mit ihren Nachbarn zu einer Anlegestelle in Marx. Hier verfrachtete man sie auf Dampfer und los ging es, wie es hieß nach Saratow. Nach 24 Stunden Fahrt trafen die Verbannten in Saratow ein, wo man sie in Viehwaggons lud. Die Lebensverhältnisse waren hier alles andere als bequem. Auf den zweistöckigen Pritschen hatten nicht einmal alle Kinder Platz. Von Liegen schon keine Rede. Sitzend, sich vor Kälte aneinander schmiegend, dösten die Menschen so vor sich hin. Zu Essen gab es nur das, was man von zu Hause mitgenommen hatte, und manchmal an Zwischenstationen versorgte man sich mit Wasser. Viele machten das nicht durch und starben. Sie wurden während der kurzen Haltestellen direkt neben der Eisenbahn begraben. Und so ging es tagelang ins weite Land hinein.

„Ausgeladen wurden wir in der kahlen Steppe, und erst später erfuhren wir, dass wir unweit von Nowosibirsk gelandet waren. Der Winter nahte, es wurde immer kälter. Man musste unverzüglich für irgendeine Unterkunft sorgen. Tiefe Gruben wurden ausgehoben. Mit Steppengras bedeckt, wurde jede Grube für vier Familien, jede in einer Ecke, ein zeitweiliges Zuhause. Das trockene Steppengras war auch unser einziges Brennmaterial. Um etwas in den Mund zu bekommen, gingen wir Kinder von Dorf zu Dorf und bettelten. Es gab auch damals mitleidige Menschen, die ihr karges Brot mit uns

teilten. Auch die Frauen legten ihre Hände nicht in den Schoß. Für Almosen verrichteten sie bei den Einheimischen verschiedene Arbeiten. Bis heute begreife ich es nicht, wie es uns gelang, in diesen miesen Verhältnissen zu überleben“, erinnert sich Maria Emannuilowna heute kopfschüttelnd.

Doch wie es dem auch sei, der Winter ging vorüber. Nun kam die nächste Prüfung. Die arbeitsfähigen Männer mussten in die Trudarmee und die zurückbleibenden Frauen samt Kindern sollten in die umliegende Dörfer umsiedeln. Und eben in dieser Zeit, da sie noch nicht am neuen Wohnort angemeldet waren, machten sich etwa fünfzehn Familien zusammen und beschlossen, in die Heimat an der Wolga zurückzukehren. Gleich einem Zigeunerlager machten sie sich auf den Weg. Nur Frauen und Kinder! Die jüngste Schwester von Maria war erst acht Monate alt, als sie loszogen. Sie lag in einem kleinen Wägelchen, das die Mutter zog. Maria schob von Hinten, damit es die Mutter leichter hatte. Um sich nicht zu verirren, hielten sie sich an der Eisenbahn. Am Tag schleppten sie sich durch Wälder und Stümpfen, ernährten sich mit Beeren und allem anderen Essbarem, was sie im Wald auftreiben konnten. Wenn sie irgendwelche Dörfer passierten, bettelten die Kinder. Man gab ihnen dann etwas zum Essen und auch anzuziehen. Doch lange hielten sich die Frauen nirgends auf, um nicht besonders aufzufallen. Nachts schlief man unter freiem Himmel. Und so ging es lange zwei Jahre.

„Es war schaurig. Man hörte von allen Seiten Stimmen von unbekanntem Tieren, oft mischte sich auch Wolfgeheul ein. Und immer waren wir hungrig. Doch, so glaube ich, stand Gott uns bei und wir erreichten endlich nach zwei entbehrungsvollen Jahren unsere Heimat. Bis Marxstadt schafften wir es leider nicht“, erzählt Maria mit zitternder Stimme und vor Tränen feuchten Augen.

Die Frauen machten an der Bahnstation Uslowaja halt. Aus dem unweit gelegenen Dorf



Maria Schwarz

Urbach stammte Marias Vater, der, wie man später erfuhr, in der Trudarmee vor lauter Hunger und schwerer Arbeit gestorben war. Die Familie Schwarz fand beim hiesigen Reviermilizionär, einem ehemaligen Frontkämpfer, Unterschlupf, der es auch wagte, ihnen die nötigen Dokumente zu besorgen, und dem Maria bis heute dankbar ist für die Unterstützung und das Vertrauen, was zu jener Zeit einer Heldentat gleichzustellen war. Zuerst wohnten sie in seiner Banja, und später stellte man ihnen sogar eine kleine Wohnung zur Verfügung, denn die Mutter fand in einer Sowchosa Arbeit. Doch das, was sie verdiente, reichte nicht für den Unterhalt von drei Menschen. So kam es, dass auch hier die Kinder gezwungen waren, sich ihr Brot bei anderen zu erbetteln. An der Station Uslowaja hielten viele Züge, und die Schwestern gingen von Waggon zu Waggon. Besonders freigebig waren die Soldaten, die gen Front fuhren. Es tat ihnen leid um die kleinen Mädchen, und sie gaben ihnen Brot und manchmal auch Zucker.

„Einmal nahm ein Offizier meine kleine Schwester auf den Arm, gab ihr Zucker und eine Schokoladentafel. Er sagte, sie sei seiner kleinen

Tochter sehr ähnlich, und fragte, ob sie mit ihm mitgehen würde. Die Kleine willigte gern ein. Ich aber stand da und weinte bitter. „Onkelchen! Nimm meine Schwester nicht mit, die Mutter wird schimpfen“, bat ich unter Tränen. Zu Hause erzählte ich alles der Mutter, und sie verbot uns, an der Station zu betteln. Doch trotzdem bettelten wir weiter. Musste man doch etwas essen!“

Etwas herangewachsen, verdiente Maria sich einige Jahre ihr Brot als Babysitterin bei einer Lehrerin. Diese wohnte im fünf Kilometer entfernten Dorf. Da ihr Mann Traktorist war, wurde er für seine Arbeit mit Getreide bezahlt. Wenn Maria am Wochenende nach Hause ging, gab man ihr auch immer ein wenig Getreide oder auch Mischfutter. Die Mutter vermahlte es auf einer Handmühle und buck Brot daraus.

Später arbeitete Maria als Dienstmagd bei einer Tatarenfamilie. Diese wohnte direkt neben der Eisenbahnstation, und Maria konnte jeden Abend nach Hause gehen. Da die Tataren ein Pferd und eine Kuh besaßen, lebten sie nicht schlecht. Jeden Tag gaben sie auch Maria etwas Milch oder Grütze mit. So war das Mädchen glücklich, dass sie ihrer Mutter helfen konnte.

Da Maria nur zwei Klassen einer Dorfschule hinter sich hatte, konnte sie mit keiner besonders guten Arbeit rechnen. Aber mit 16 Jahren wurde sie Gelegenheitsarbeiterin in der Eisenbahnstation.

Bald heiratete sie. Es war aber keine glückliche Ehe. Ihr Sohn war knapp sechs Monate, als die Ehe scheiterte. Maria lebte bei ihrer Mutter, die auf das Kind aufpasste, solange Maria auf Arbeit war. Immer noch hatten sie es nicht leicht. Die Mutter, obwohl schon im Rentenalter, bekam keine Rente, und die 60 Rubel, die Maria verdiente, reichten nicht hin nicht her. Sie heiratete wieder, und das Leben wurde leichter.

„Mit dem zweiten Mann war ich 20 Jahre zusammen. Aber registriert war ich weder mit dem Ersten, noch mit dem Zweiten. So behielt ich für mein Leben lang Vaters Familienname Schwarz. Auch mein Sohn und meine Enkel tragen diesen Namen. Leider ging mein Sohn sehr früh aus dem Leben.“

Es war ein harter Schlag. Aber auch ihn überlebte Maria Schwarz. War doch ihr Leben mit vielen Entbehrungen und Leiden gepflastert. Doch, so glaubt sie, stand und steht Gott ihr stets zur Seite. Heute lebt sie in Saratow, an der heißgeliebten Wolga, ist mit ihrem Leben zufrieden und hat so ihre Freude an den Enkeln, für die sie sich ein besseres Leben als ihres erhofft.

Vorbereitet von Erna BERG

2014 - WICHTIGE DATEN

Vor 70 Jahren - „Administrativumsiedlung“ in den Westen

Die Deutsche Wehrmacht und die rumänische Armee stießen Anfang August 1941 zu den Dörfern bei Nikolajew und Odessa und im Herbst 1941 zu denen am Dnjepr vor. Nach der Niederlage bei Stalingrad zog sich die Deutsche Wehrmacht zurück und verordnete eine so genannte Administrativumsiedlung von rund 350 000 „Volksdeutschen“ aus Südrussland in das Wartheland, die aus den besetzten Gebieten der Sowjetunion von Oktober 1943 bis Mai 1944 meist in Form der Trecks vollzogen wurde.

Die Menschen der Trecks waren auf der langen Wegstrecke großen Strapazen und Gefahren ausgesetzt. Mangelnde Bekleidung, Wetterunbilden, Krankheiten durch fehlende Hygiene und Erschöpfung, Überfälle durch Partisaneneinheiten, Beschuss, Bombardierungen und Abschneiden zurückgebliebener Treckteile durch die sowjetischen Truppen führten zu erheblichen Verlusten an Menschen, Tieren und Material. In dieser Situation versuchte jeder auf eigene Faust, in heillosen Flucht über

die Grenzen zu kommen.

Für die Umsiedler wurden an den Übergangsstellen von Polen bis Österreich, vor allem im so genannten Warthegau, Umsiedlungslager (auch Sammel- oder Auffanglager genannt) eingerichtet. Die meisten Auffanglager befanden sich im Generalgouvernement und im Warthegau; sie waren mit Stacheldrahtumzäunung angelegt und wurden von der SS bewacht.

Die in diesen Lagern ankommenden Menschen wurden zuerst entlastet, die Kleidung wurde desinfiziert, jede Umsiedlerfamilie wurde entsprechend der Personenzahl in Unterkünfte (Holzhäuser) eingewiesen, die Verpflegung erfolgte zentral aus Lagerküchen. Eine Umsiedlungskommission registrierte die Neuzugänge nach Herkunft, Familienstand, Beruf und Religion.

Die mitgeführten Geldbeträge russischer Währung konnten auf einer Bank in deutsches Geld umgetauscht oder als Spareinlage abge-

geben werden. In den Lagern konnte man sich einbürgern lassen, was viele Menschen auch taten.

Entsprechend den angegebenen Berufen, wurden die Familien auf die umliegenden Dörfer verteilt, provisorisch untergebracht und zur Arbeit eingesetzt. Die endgültige Ansiedlung sollte zu einem späteren Zeitpunkt erfolgen. Die wehrfähigen Männer wurden zur Wehrmacht, überwiegend aber zur Waffen-SS eingezogen und kamen nach einer kurzen Ausbildung an der Ostfront zum Einsatz, wobei viele ihr Leben ließen.

Zu diesem Zeitpunkt war der Warthegau schon überfüllt. Die Aussichten auf polnische Höfe waren gering. Viele Umsiedler wurden beim Stellungsbau der San-Weichsel-Linie eingesetzt. Die in den Lagern verbliebenen Deutschen wurden in Ermangelung von Höfen als Landarbeiter verwendet. Die hier angesiedelten reichsdeutschen Kreisbauernführer verlangten den Einsatz der Russlanddeutschen, die an den Orten ihrer vorübergehenden Ansiedlung als „Bolschewisten“ verschrien waren, in Industrie- und Großbetrieben; dort sollten sie unbezahlt erst einmal arbeiten lernen.

Die Masse der Russlanddeutschen, die nun als Landarbeiter auf den großen Gütern des Warthegaus untergebracht waren, durchlief einen Prozess der äußeren und inneren Verelendung. Die bisherigen Dorfgemeinden, an deren Zusammenfügung die Vorväter dieser Menschen seit anderthalb



Jahrhunderten gearbeitet hatten, und deren Zusammenhalt selbst die sowjetischen Hungerjahre, Entkulakisierung, Kollektivierung und Massendeportation nicht hatten auflösen können, waren nun unwiederbringlich versprengt.

Schmerz, Empörung und offenen Protest löste unter den Russlanddeutschen insbesondere die Wegnahme der unter großen Mühen über Tausende von Kilometern mitgeführten und geretteten Pferde und Rinder aus. Die Bauernführer ignorierten hingegen die Besitzerklärung der Russlanddeutschen und stellten ihnen bei der Beschlagnahme keine Quittungen aus. Das bedeutete den endgültigen Verlust des mitgeführten Viehs.

Ein großer Teil der 350 000 russlanddeutschen Umsiedler in das Warthegau beziehungsweise in das Generalgouvernement befand sich bei Kriegsende noch in Sammelagern. Etwa die Hälfte davon deportierte die Rote Armee nach dem Einmarsch in Polen nach Kasachstan und Sibirien. Der Rest flüchtete auf eigene Faust nach Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, wo viele von den Sowjets nach Kriegsende erfasst und in der 2. Jahreshälfte 1945 ebenfalls hinter den Ural abtransportiert wurden, wo alle bis 1955/1956 im politischen Gewahrsam in Arbeitslagern schufteten mussten.

Nach „Volk auf dem Weg“



„Nichts essen, die deutschen Verräter haben alles vergiftet...“

(Nach der Deportation - Auszug aus dem Buch „Anwalt. Die Zone des Lebens, 1930-1945“)

Aus Erinnerungen von deportierten Deutschen ist bekannt, dass sie in ihren Siedlungen im Wolgagebiet oder auch anderswo nicht nur ihre Häuser und Höfe, ihr Hab und Gut, sondern auch die in jenem Jahr reichlich ausgefallene Ernte und alles, was dazu gehörte, zurücklassen mussten. In ihrem Buch „Anwalt. Die Zone des Lebens, 1930-1945“ beschreibt die Rechtsanwältin Valentina Bogatyryowa (geb. 1925 in Leningrad), damals Schülerin und 16 Jahre alt, unter anderem ihre Erlebnisse aus dem Jahr 1941, als der deutsch-sowjetische Krieg bereits tobte. Ihre Familie (Vater Nikolaj Gawen war Richter in hoher Position) wurde im Bestand der Mitarbeiter des Obersten Gerichts der Sowjetunion aus Moskau nach Kamyschin, Wolga, evakuiert. Sechs Schüler aus ihrer 9. Klasse (fast alles Evakuierte aus dem europäischen Teil Russlands) - drei Mädels und drei Jungs, die kräftigsten und größten von Wuchs - wurden als „Sondertrupp“ in die Umgebung der deutschen Kolonie Rosenberg geschickt, wo sie die verwahrloste Ernte bergen und die zurückgelassenen Haustiere versorgen sollten. Auf einigen Seiten schildert die Autorin ihre Erlebnisse und ihre Gedanken damals, mit Unverständnis für die üble Tat und mit Mitgefühl und Anteilnahme für die ausgesiedelten Deutschen.



Das schwere Los der Russlanddeutschen

Schluss. Anfang siehe ZfD Nr. 7

Zwei Nächte verbringe ich im leeren Rosenberg, aber ich traue mich nicht, mich in ein fremdes Bett zu legen, fremde Bettwäsche zu benutzen oder eine fremde Matratze auszubreiten und darauf zu schlafen. Ich sitze auf dem unbequemen Stuhl mit der hohen Lehne, die Arme und den Kopf auf den Tisch gelegt. So hat immer mein Vater geschlafen, wenn er Außendienst hatte. Morgens hole ich das Messer und esse Wassermelonen, in der Hoffnung, dass sie nicht vergiftet sind. Und ich blättere und lese in den deutschen Kinderbüchern. Am dritten Tag höre ich endlich Pferdegetrappel und Wiehern ganz in der Nähe. Und dann noch: „He, Mädels, wo bist du. Komm raus!“

Ich sehe einen jungen Militär. „Ich heiße Wolodja. Komm mit, wir gehen.“ Ich bitte ihn, das Pferd freizulassen. „Später, jetzt eilt es. Wir brauchen Pferde für die Armee - oder ich erschieße es.“

Wohl wegen meines entsetzten Gesichtsausdrucks sagt er: „Na, na, bleib ruhig. Was ist schon dabei - ein Pferd weint, heute weinen nicht nur Pferde...“

Unterwegs erzählt er mir, dass unser „Sondertrupp“ sich in der leer geräumten Stadt und Umgebung einleben, die Ernte auf den Feldern und in den Schrebergärten bergen, die Kühe melken, die Bienen retten und noch viel mehr tun solle.

„Es kann doch nicht wahr sein,

dass wir Schüler aus der Stadt hier irgendetwas retten sollen. Und wo sind denn die Erwachsenen?“

„Keine Sorge, sobald es sich herumspriecht, kommen die in Mengen und plündern im Nu alles aus. Und bis dahin sollt ihr helfen“, lachte er.

Gegen Abend erreichen wir ein Feld, die Getreideähren wogen uns erntereif entgegen. In der Nähe steht ein hölzerner Waggon, etwas weiter irgendeine landwirtschaftliche Maschine. Plötzlich schießen meine Mitschüler aus dem Waggon: Pawlik, Ljowa, Tamara und ein Junge.

„Und wo ist das andere Mädchen?“, frage ich.

„Die ist ebenso wie du in Oberdorf abgesetzt worden, damit sie irgendwelche Vorbereitungen trifft. Und jetzt kann man sie nicht finden.“

Eigentlich sollen wir als Erstes die Kühe melken, aber man hat vergessen, die Eimer mitzunehmen, deswegen heißt es schlafen gehen. Morgen soll das Abenteuer weitergehen...

Frühmorgens bringt ein Mann zwei Bleicheimer und fordert mich und Tamara auf, die Herde in einer bestimmten Richtung - er zeigt mit der Hand in die Ferne - zu suchen und die Kühe zu melken. Die vollen Eimer sollen wir in die größeren Behälter leeren und wieder melken gehen.

Wir beide, gewappnet mit Melkeimern, machen uns auf den Weg in die angegebene Richtung. Nach einem längeren Fußmarsch sehen wir zahlreiche Kühe in der Ferne: Sie stehen und liegen, dicht aneinander ge-

drängt. Mir wird ganz mulmig, denn so eine große Rasse habe ich noch nie gesehen.

„Ich kann eigentlich keine Kühe melken, außerdem habe ich Angst vor ihnen“, höre ich Tamara mit zittriger Stimme sagen.

„Warum sollt ihr Angst vor ihnen haben, die mögen es doch, wenn sie gemolken werden“, spreche ich mir und Tamara Mut zu. „Und außerdem - Kühe melken ist ganz einfach, das habe ich schon mal bei meiner Oma auf dem Land gesehen“, meine ich optimistisch.

Ich gehe ganz nahe an eine Kuh heran und rufe: „Steh auf, he, steh auf!“ Als sie sich nicht bewegt, fällt mir ein, dass die Kühe wohl kein Russisch verstehen. Ich probiere es auf Deutsch: „Stand auf! Schnell, schnell stand auf!“

Eine Kuh steht tatsächlich schwerfällig auf, das Euter ist riesig. Ich gehe eilig in die Hocke, stelle den Eimer unter das Euter und berühre die Warzen - sie sind steinhart. Ich versuche, sie weich zu kneten, doch die Kuh zuckt jedes Mal unwillig zusammen und schlägt immer wieder aus.

Nebenan erhebt sich noch eine Kuh, dann kommt noch eine hinzu. Letztendlich sitze ich in einem Dreieck zwischen diesen riesigen Tieren, die sich immer mehr an mich drängen. Umringt von einigen Dutzend Tieren, die wie versteinert stehen oder liegen - einige machen Anstalten aufzustehen -, ergreift mich auf einmal eine panische Angst, dass sie mich etwa

zerdrücken oder zu Tode trampeln.

Plötzlich höre ich Tamara kreischen und sehe durch einen Spalt zwischen den Kühen, wie sie gerade von einem Tier mit bedrohlich gesenkten Hörnern verfolgt wird, und bald schon rennen einige Kühe schwerfällig Tamara hinterher.

Mit Mühe und Not klettere ich aus der Enge zwischen drei Kühen. Aber plötzlich geht auch „meine“ Kuh mit gesenkten Hörnern, spitz wie ein Säbel, auf mich los. Ich renne - Tamara in die eine Richtung und ich in die andere. Aber die Kühe denken gar nicht daran, stehen zu bleiben.

Ich drehe mich um und sehe einen Graben, dem entlang ich um mein Leben laufe. „Meine“ Kuh und nach ihr noch ein paar Dutzend rennen mir mit herzerreißenden Brüllen und Muhen nach. Sollte ich jetzt hinfallen, würden sie mich zertrampeln, schießt es mir blitzartig durch den Kopf.

Links am Horizont erblicke ich eine Staubwolke - es ist wohl ein Reiter. Ich renne ihm aus letzter Kraft entgegen. Der Reiter - es ist Wolodja - kommt immer näher und schreit: „Wirf den Eimer weg! Wirf den Eimer weg!“ Ich lasse den Eimer fallen und bin dabei zusammenzuklappen, als er mich in den Sattel hebt - gerettet!

Als wir etwas weiter sind, springe ich herunter. Die Kühe sind in ungefährlicher Entfernung stehen geblieben. Eine von ihnen liegt auf der Seite, mit dem Rieseneuter nach oben, und zuckt mit den Beinen.

„Mit der geht es zu Ende“, sagt Wolodja. „Auch mit dir hätte es zu Ende sein können. Ich hab dir doch zugerufen, dass du den Eimer wegwerfen sollst. Die Kühe sind hinter dem Melkeimer her gelaufen. Die sind schon tagelang nicht mehr gemolken worden, ihre Euter sind aufgedunsen. Und welcher Idiot hat denn euch von der Stadt hierher geschickt, diese wilden Kühe zu melken? Es wird nichts übrig bleiben, als sie für die Armee zu schlachten.“

Tamara liegt mitten im Feld - mit dem Gesicht nach unten und bewusstlos, ihr Melkeimer irgendwo weit weg. „Tamara. wach auf!“ Ich klopfe ihr auf die Wangen. Ich habe Mühe, Tamara aus der Ohnmacht zu „klopfen“. Die Kühe sind weit weg.

Uns beide bringt man letztendlich mit einem klapprigen Militärwagen in ein Dorf - Oberdorf oder Unterdorf -, wo wir als „Sondertrupp“ den nächsten Auftrag erhalten.

Deutsch von Nina PAULSEN

Erna BERG

GEDENKTAG

Hoffnung und Gott gaben den Leuten Kraft

Im Museum des Rayonszentrums Michajlowskoje bewahrt die Museumsleiterin Olga Stoll viele wertvolle Sachen. Doch besonders stolz ist sie auf ein altes Tagebuch, das Jelisaweta Wolf hierher brachte. Es ist das Tagebuch ihrer längst verstorbenen Mutter. Leider konnte sie, wie gleichfalls auch wir, das Geschriebene nicht entziffern, da es von der Hand und in alter gothischen Schrift geschrieben ist. Aber in dem Tagebuch entdeckten wir das nachstehende Gedicht eines unbekanntenen Autors, das wir gut lesen konnten und aus dem wir entnehmen, wie viel für die zwangsweise aus der Heimat getriebenen Leute Gott und Hoffnung auf eine bessere Zukunft bedeuteten!

Das Heute!

Wird nicht oft so dunkel uns die Zukunft,
wenn wir nicht dem Herrn vertraun,
wenn wir nichts als immer neue Schrecken,
neue Angst und frische Tränen schauen.

Wenn die Wellen immer höher schlagen,
immer stärker wird des Sturms Gebraus.
Bange fragen dann wohl unsre Herzen:
„Wie wird's werden? Ach, wo will's hinaus?“

Wie nur werde ich es dann ertragen,
schlimmer kann es kommen noch als heut -
immer rauer, immer steiler werden meine Wege
und das Ziel, es ist vielleicht noch weit!...

Gott sei Dank, einst ist die Zeit hinieden
uns in Tage, Wochen, Monat, Jahre eingeteilt.
Nicht die künftigen Tage sind hier unser,
nur der Augenblick, der schnell enteilt.

Nur für heute brauchen wir zu sorgen,
nur für heute brauchen wir die Kraft.
Und das Morgen und die dunkle Zukunft
steht bei dem, der alles, alles schafft.

Er behält des Weltenschiffes Steuer
fest in seiner starken, mächt'gen Hand.
Und Er führt auch mein Boot, das kleine,
durch die Klippen hin zum sel'gen Strand.

Nicht ich selbst muss meinen Weg bestimmen
für die Zukunft, die mir doch so unbekannt.
Und die Strecke, die ich heut soll gehen,
sicher ist sie für mich heut gebaut.

Heute geht's gewiss mit seiner Hilfe
und für heute gibt Er mir genügend Licht.
Heute steht der Herr mir treu zur Seite,
heute zeigt Er klar mir meine Pflicht!

Und heute gab er Mut! Ich konnte tragen,
was mir gestern noch unmöglich schien.

KINDERECKE

Der alte Großvater und sein Enkel

(Zum Nachdenken)

Es war einmal ein steinalter Mann, dem waren die Augen trüb geworden, die Ohren taub, und die Knie zitterten ihm. Wenn er nun bei Tische saß und den Löffel kaum halten konnte, schüttete er Suppe auf das Tischtuch, und es floss ihm auch etwas aus dem Mund. Sein Sohn und dessen Frau ekelten sich davor, und



deswegen musste sich der alte Großvater hinter den Ofen in die Ecke setzen, und sie gaben ihm sein Essen in ein irdenes Schüsselchen und noch dazu nicht satt. Da sah er betrübt nach dem Tisch, und die Augen wurden ihm nass.

Einmal konnten seine zittrigen Hände das Schüsselchen nicht mehr festhalten, es fiel zur Erde und zerbrach. Die junge Frau schalt, er sagte aber nichts und seufzte nur. Da kaufte sie ihm ein hölzernes Schüsselchen für ein paar Kopeken, daraus musste er nun essen. Wie sie da sitzen, so trägt der kleine Enkel von vier Jahren auf der Erde kleine Brettlein zusammen.

„Was machst du da?“, fragte der Vater. „Ich mache ein Tröglein“, antwortete das Kind laut, „daraus sollen Vater und Mutter essen, wenn ich groß bin.“

Da sahen sich Mann und Frau eine Weile an und fingen an zu weinen, holten sofort den alten Großvater an den Tisch und ließen ihn von nun an immer mitessen, sagten auch nichts, wenn er ein wenig verschüttete.